

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 18898. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die 6gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.00 Mk. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 Mk. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauscher Str. 19/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Auf sämtlichen von Paris ausgehenden Bahnlinien ist der Generalstreik ausgebrochen; Paris ist vom Weltverkehr abgeschnitten.

In der Eröffnungssitzung der österreichischen Delegation legte Reichsratsabgeordneter Seig im Namen der sozialdemokratischen Fraktion Protest gegen die Gesetzmäßigkeit der Delegation ein.

Das österreichische Budget für 1910 weist beträchtliche Mehrforderungen für Heer und Flotte auf.

Die neue portugiesische Regierung beschloß, die Gesandtschaft beim Vatikan aufzuheben.

## Die Verseuchung des Westens.

Leipzig, 13. Oktober.

I.  
Der im Berliner Tageblatt veröffentlichte Brief des Breslauer Kardinals Kopp an die Vorsitzende des Verbands katholischer Vereine erwerbstätiger Frauen und Mädchen Deutschlands, Fräulein v. Schalscha, den wir in seinem wesentlichen Wortlaut bereits mitteilten, hat schon vor seiner Veröffentlichung in Zentrumskreisen eine so große Rolle gespielt, daß es sich rechtfertigt, auf die damit zusammenhängenden Vorgänge nochmals ausführlicher einzugehen. Die Geschichte dieses Briefes spiegelt nochmals mit aller Schärfe und Klarheit die Gegensätze im Zentrum wider, die letzten Grundes aus der verschiedenartigen sozialen Zusammensetzung dieser Partei resultieren und den Zentrumsturm seit etwa 1 1/2 Jahren auf das heftigste erschütterten. Klar und deutlich traten diese Gegensätze zum erstenmal in den heftigen Debatten zutage, die sich aus Anlaß der bekannten Kölner Osterdienstagskonferenz der Roeren-Bitter-Gruppe in der Zentrumspresse entspannten. Die Konferenz richtete sich bekanntlich gegen die von der sogenannten Kölner Richtung im Zentrum ausgehenden Interkonfessionalisierungsbemühungen, deren eigentliche Träger der Volksverein für das katholische Deutschland und die M.-Gladbacher christlichen Gewerkschaften sind. Von diesen Bestrebungen befürchtet die Roerengruppe eine Verwischung des streng katholischen Charakters der Zentrumspartei, und sie zog, wie sich später herausstellte, unterstützt von hochstehenden und einflussreichen Würdenträgern der katholischen Kirche, mit den schärfsten Mitteln dagegen zu Felde. Die Auseinandersetzungen zwischen den beiden Flügeln nahmen damals bereits so heftige Formen an, daß die Kölner Richtung, von dem „Sprengpulver fürs Zentrum“ sprach,

das die Bitter und Genossen bereitet hätten. Der Autorität der Zentrumspartheileitung und dem energischen Vorgehen des Augustinusvereins, der den größten Teil der Zentrumspresse geistig speist, gelang es schließlich, den lobenden Brand zu dämpfen. Es schien auch eine Zeitlang, als ob er, wenn auch nicht gänzlich erloschen — dazu sind die dem Streit zugrunde liegenden Gegensätze viel zu scharf —, so doch auf absehbare Zeit den Blicken der Öffentlichkeit entzogen bleiben werde.

Dieser Schein erwies sich als trügerisch. Im Juni dieses Jahres erfolgte ein neuer offener Vorstoß der Roerengruppe durch Herausgabe der von dem Kaplan Schopen, einem Teilnehmer der Kölner Osterdienstagskonferenz, verfaßten Broschüre: Köln, eine innere Gefahr für den Katholizismus, der bald eine zweite, anonyme Schrift unter dem Titel: Montanus: Das alte und das neue Zentrum, folgte. Die Schopenhische Broschüre rief, noch bevor sie im Buchhandel erschienen war, im Lager der Köln-M.-Gladbacher Zentrumskreise die größte Aufregung hervor. Es war in engeren Zentrumskreisen bekannt geworden, daß die Schrift als Hauptschlager einen gegen die Bismarckleute gerichteten Brief eines hohen Kirchenfürsten, eben den jetzt veröffentlichten Brief des Kardinals Kopp, enthalten werde. Ueber die internen Vorgänge, die sich damals an jenen Brief knüpften, erzählt jetzt die Kölnerische Volkszeitung:

Dienigen Führer der Berliner Bewegung, die hinter der Broschüre „Köln — eine innere Gefahr“ stehen und deren Verfasser, Kaplan Schopen, dem Berliner Verleger zugeschrift haben, haben den Privatbrief auch dem Verleger Dr. Dieckhoff (dem Walthers Nachf.) zur Veröffentlichung übergeben, und da dieser ärgerte, ihn zur Veröffentlichung förmlich gedrängt, wie Dr. Dieckhoff mehrfach versichert hat. Herr Dr. Dieckhoff hat jedoch erst bei der Adressatin des Briefes, die neben dem Absender allein die Erlaubnis zur Veröffentlichung geben konnte, angefragt, ob der Brief veröffentlicht werden dürfe. Die Dame hat die Erlaubnis nicht erteilt. Daraufhin hat der Verleger, obwohl der Brief bereits gedruckt war und die Korrekturbogen fertig vorlagen, den Abdruck des Briefes unterlassen. Damit war allerdings das „Montanus“-Broschüre befeitigt; denn als solches hatten jene Kreise den Brief wirklich frustifizieren wollen; sie glaubten damit einen Hauptschlag gegen die Köln-M.-Gladbacher Richtung führen zu können. Schon beim Erscheinen der Broschüre „Köln — eine innere Gefahr“ wurde von Hintermännern Schopens erzählt, daß Abschriften des Briefes in verschiedenen Händen seien. Sie können nur aus jenen Kreisen stammen, die auch dem Verleger Dieckhoff den Brief geliefert hatten. Die Verantwortung für die Veröffentlichung des Briefes und für alle Folgen daraus trifft also jene Kreise.

Diese Darstellung wurde sofort am folgenden Tage in einer aufgeregten Erklärung der Führer der sogenannten Berliner Richtung, die als streng konfessionelle Arbeiterorganisation in schroffem Gegensatz zu den inter-

konfessionellen christlichen Gewerkschaften steht und deshalb von dem Kardinal Kopp lebhaft protegiert wird, bestritten. Diese Führer der katholischen Arbeitervereine — Licentiat Fournelle, H. v. Savigny und der Reichstagsabgeordnete Dr. Fleischer — erklärten die Behauptung der Kölnerischen Volkszeitung als „das Gegenteil der Wahrheit“ und stellten fest, daß gerade auf ihr Betreiben die Veröffentlichung des Briefes seinerzeit unterblieben sei, obwohl bereits die Korrekturbogen fertig vorlagen.

Die verschiedenen Cliquen hatten also schon vor dem Erscheinen des Schopenhischen Buchs im stillen heftig gegeneinander gewühlt. Diese erst jetzt bekannt werdenden Einzelheiten sind insofern interessant, als sie das Verständnis schaffen für manche Episoden, die in den letzten Monaten im Zentrumslager spielten. Der Brief des Breslauer Fürbischhofs ist datiert vom 12. Januar 1910. Kurze Zeit vorher — Ende 1909 — hatte der Straßburger Professor und jetzige Reichstagsabgeordnete Dr. Martin Spahn in der katholischen Zeitschrift Hochland einen Artikel veröffentlicht, worin er den lehrerischen Gedanken aussprach, daß die im Zentrumsfahrwasser segelnde katholische Frauenorganisation — der Verband katholischer erwerbstätiger Frauen und Mädchen Deutschlands — zur Mitarbeit an der Befreiung der Katholiken von dem „kirchlichen Druck“ herangezogen werden müsse. Diese Sünde gegen die Absichten der katholischen Oberen hätte Herr Spahn jun. bald das Mandat für Marburg-Höxter gekostet; er wurde von den „rechtgläubigen“ Gefolgsmännern des Episkopats als höchst unsicherer Kantonist betrachtet und seine Kandidatur suchte man zu vereiteln, wozu seine offenerzige Stellungnahme gegen die preussische Wahlreform als Vorwand herhalten mußte. Als der Artikel im Hochland erschienen war, schlug die Germania sofort Alarm. Sie denunzierte den Frauenverband als interkonfessionell verdächtig, was dessen Zentralvorstand zu einem öffentlichen Protest veranlaßte, worin betont wurde, daß er „von Anfang an eine einwandfreie kirchliche Gesinnung und entsprechende Haltung zu den kirchlichen Oberhirten gewahrt“ habe. Die Erklärung wirft ein bezeichnendes Licht auf die Art, wie diese christlichen Arbeiterführer und Führerinnen die Arbeiterinteressen wahrnehmen. Offenbar waren die Leiter des Verbands von der Wirkung dieses öffentlichen Bekenntnisses ihres kirchlichen Wohlverhaltens aber noch nicht völlig überzeugt, und so wendete sich eine Frau N. noch persönlich an den Kardinal Kopp, um auch die letzten Bedenken zu zerstreuen. Das ist ihr nun freilich nicht gelungen, denn die Folge ihres Schreibens war der Brief an die Vorsitzende des katholischen Frauenbundes, worin der kirchengewaltige seiner Empörung über die interkonfessionelle „Verseuchung des Westens“ und den „wahrhaft häretischen Fanatismus, der im Westen bezüglich der sozialen Frage herrscht“, impulsiv Luft machte.

## Seuilleton.

### Der Uebergang.

Roman von J. J. David.

7) Nachdruck verboten.  
Zener Tag der Firmwoche, an dem sich die Urahnin im vollen Staat zu ihrer Fahrt nach St. Stefan rüstete, zeigte ihnen den ganzen Glanz des Hauses, dem sie entsprossen waren und daran ihnen nimmer ein Anteil gönnt sein sollte.

Denn sie wußten weiterhin: der Vater und die alte Frau standen so schlecht, daß keine Ausöhnung mehr denkbar war. Und diese Feindseligkeiten hatten sonderbar genug begonnen.

Erst hatte es Franz Mayer versucht, die Großmutter für seine Geschäfte zu gewinnen. Sie hörte ihn und seine erstaunenden Berechnungen des sichersten Ruhens, der ihr erwachsen müsse, mit einer löblichen Gelassenheit und sehr beifälligen Kopfnicken an. Alsdann: ja, das sei ganz schön — für Junge. Sie sei eine alte Frau und habe keinen Anlaß, sich in Spekulationen einzulassen. Sie habe ihr Sichereres, das ihr genüge.

Später einmal, das einzige Mal in ihrem langen Leben, war sie schwer erkrankt. Und hernach, da sie in der Genesung war, da redet ihr der Vater nach Kräften zu, sie möchte doch herunter, in seine Familie ziehen.

Sie mochte nicht. Sie fühlte sich da heroben ganz wohl. Sie wohne hoch? Das sei sie nun einmal gewohnt, und da überlege sich mancher den Weg zu ihr herauf. Die Kinder seien ihr noch zu klein, und sie verträge in ihren Jahren keinen Värm mehr. Umsonst wurde beteuert, man werde sie auf Händen tragen. Sie sei kein Wickelkind

und dafür wohl schon zu gewichtig. Man werde sie aufs beste hegen und jedem ihre Wünsche willfahren. Sie sei noch rüstig genug, um keiner Pflege zu bedürfen.

Immer wieder und mit einer Zähigkeit, die sonst gar nicht in seinem Wesen lag, war Franz Mayer auf die Sache zurückgekommen. Immer schroffer, je mehr die Großmutter die letzten Gründe seines Andringens zu erkennen glaubte, wurde ihre Ablehnung. Erst hieß es, sie sei ihre eigne Wirtschaft zu sehr gewöhnt, als daß sie sich noch in eine fremde finden könne. Man werde sich durchaus ihren Wünschen gemäß einrichten. Ja, das passe ihr nicht. Sie sei nicht gelaunt, jemandem Angelegenheiten zu machen. Er stand noch immer nicht ab, und da fuhr sie heraus: sie lasse sich nicht als Reikkuh in seinen Stall führen, wenn er es durchaus wissen wolle. Das habe sie doch nicht nötig.

Er sah sich durchschaut, und das fraß nachhaltig an ihm.

Und dennoch war sein Gedanke so sehr vernünftig gewesen. Denn wozu brauchte die einsichtige Person die große Wohnung, die man so schön vermieten konnte, wo doch jeder froh war, wenn er sie zu dem billigen Zins bekam, zu dem sie im Steuerbogen angegeben war? Warum hauste sie unter kostbarem Mobiliar — denken S' Ihnien, ein Tischler ist da, ganz von Ebenholz mit Gold und Perlmutter! — wenn ihr eigen Geblüt sich mit so Gerasselwerk behelfen mußte?

Man hätte sich so schön aufhelfen können. Das wär doch wie der Haupttreffer gewesen, auf den der Wiener so gern seine Hoffnung setzt. „Halt nur, daß alte Leut' so viel Starrkopfert sein und niemals kein Einsegen haben.“

Jedes Jahr, das sie seither noch verbrachte, galt ihm als Unrecht, ja als eine direkte, an ihm verbrochene Boshaftigkeit. Und es wurde bei ihm ein unverdrüßlicher Lehrjah: ihnen konnte es sämtlich nicht besser gehen, solange das Weib dort oben herumwirtschaftete. Man giug

doch zugrunde an den Leistungen, die man ihr darbringen mußte. Eigentlich hatte der Großvater die Seinigen alle bis ins letzte Glied enterbt, um dieser einen Person willen, die dem bejahrten Witwer in die Augen gestochen, die nichts gehabt oder in die Ehe mitgebracht, aber schon gar nichts, als ihre Schönheit und Scheinheiligkeit, die sich nun dafür benahm, als sei sie mindestens eine geborene Fürstin, die gar keinen Verstand hatte, wie schlecht und wie schwer die Zeiten für einen bebrängten Familienvater sich anließen, und die so zäh und eigenstinnig sei, daß man sie wohl einmal „mit dem Hadel wird verschlagen müssen“. Schaden sei um sie nicht; gewiß kein Schaden; und anders loszukriegen wäre sie schon gar nicht.

Was für Summen die nur verschlungen hatte in ihrem unnützen Leben! Denn sie hatte kein Kind gehabt und nur, weil sie sich davor fürchtete, nicht augenblicklich, kaum, daß sie den Alten unter die Erde gebracht, sich einen Jungen, Fischen wieder genommen. Die mußte man nur tennen!

Ins Ungeheuerliche, mit Zins zu Zins schwollen diese Beträge, wenn Herr Franz Mayer von ihnen redete. Er beäugelte sich an ihnen, und man begriff, wozu das Gesamtvermögen der Familie geraten sein sollte. Ueberhaupt machte der Mann niemals einen so phantastischen Eindruck, als wenn er real bleiben und mit Ziffern beweisen wollte.

Das kam dann nicht anders heraus, als sei alles Unheil, das über sein Geschlecht hereingebrochen war, ihr Werk. Ein böser Dämon, ein Moloeh, der beispiellose Opfer forderte und gelassen zusah, wie alles um ihn sich an ihnen verblutete, sah oben im Hause. Sie mußte Geld haben, die Alte. Viel Geld. Es war unmöglich, daß sie aufbrauche, was alles ihr der Großvater in seiner wahnwitzigen Verblendung zugeschrieben hatte. Denn sie lebte im Grunde sehr bescheiden. Niemals ging sie aufs Land, und gegeben, wenn sie nicht „ihre Pflanze riß“, hatte sie doch noch keiner schreienden Raß' etwas. Was würde ein-